

5. Sonntag nach Trinitatis, 12. Juli 2020,  
Gottesdienst in der Petruskirche um 11:00 Uhr mit  
Pfarrer Roland Wicher

Predigttext: Lukas 5,1-11

**1** Es begab sich aber, als sich die Menge zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, da stand er am See Genesareth. **2** Und er sah zwei Boote am Ufer liegen; die Fischer aber waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. **3** Da stieg er in eines der Boote, das Simon gehörte, und bat ihn, ein wenig vom Land wegzufahren. Und er setzte sich und lehrte die Menge vom Boot aus.

**4** Und als er aufgehört hatte zu reden, sprach er zu Simon: Fahre hinaus, wo es tief ist, und werft eure Netze zum Fang aus! **5** Und Simon antwortete und sprach: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen. **6** Und als sie das taten, fingen sie eine große Menge Fische und ihre Netze begannen zu reißen. **7** Und sie winkten ihren Gefährten, die im andern Boot waren, sie sollten kommen und ihnen ziehen helfen. Und sie kamen und füllten beide Boote voll, sodass sie fast sanken. **8** Da Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch. **9** Denn ein Schrecken hatte ihn erfasst und alle, die mit ihm waren, über diesen Fang, den sie miteinander getan hatten, **10** ebenso auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gefährten. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht! Von nun an wirst du Menschen fangen. **11** Und sie brachten die Boote ans Land und verließen alles und folgten ihm nach.

Fische fängt man nachts, das wussten die Fischer. Jesus haben sie noch nie gesehen, sie sind bei der Arbeit, kommen ans Ufer, erschöpft und frustriert, weil sie stundenlang vergeblich die Netze ausgeworfen hatten.

Jesus gibt Simon eine Anweisung. Fahre hinaus, wo es tief ist. Das finde ich schon sprachlich sehr schön. Es ist - ob Absicht oder nicht - mehrdeutig. Tiefe Wasser, die Tiefe der Wirklichkeit, die Tiefe der Seele, da, wo Gott in uns wohnt... Fahre hinaus, dahin wo es tief ist.

Letztlich macht Petrus das. Es ist auch nicht irgendein Netz, das er auswirft. Es ist ein Schleppnetz, ein großes Netz. Eine große Ladung Fische ziehen die Männer auf dem Boot aus dem Wasser.

Der Schrecken, der sie erfasst, ist Gottesschrecken, in den Erzählungen des Altertums nichts ganz ungewöhnliches, vielmehr eine angemessene Reaktion auf das Wunder.

Vor allem aber ist das der Moment, wo aus Fischern die ersten Anhänger Jesu werden.

Menschen fangen werden sie, das kündigt Jesus ihnen an. Viele Menschen werden ihnen folgen, das ist gemeint - und das Bild des Fischfangs unabsichtlich doppelbödig.

Nun hat die Geschichte der Mission, und das hören und lesen wir viel, gerade zurzeit, eine Kehrseite gehabt, die wir modernen heute mit ganz anderen Augen sehen. Grausam und gnadenlos konnte sie sein, taktisch und politisch, militärisch gestützt und ohne Einfühlung für die Kulturen der Missionierten. Freilich gibt es auch viele Beispiele, die zeigen, dass es auch ganz anders ging, ja, dass Missionare die Kulturen geschützt haben, in denen sie sich bewegten.

Das galt zum Beispiel für die Franziskaner und Jesuiten in Lateinamerika, vor allem in Paraguay, die befestigte Siedlungen, so genannte Reduktionen bauten, um der indigenen Bevölkerung dort Schutz vor Sklavenjägern und spanischen Eroberern zu bieten.

Das galt für viele Missionsbewegungen, sei es der Herrnhuter etwa oder der Gossnermission, die alle Menschen als gleich betrachteten, als Kinder Gottes, und sie auch so behandeln wollten. Nicht selten waren es dann, etwa in den Gemeinden der Gossnermission in Indien, Pfarrer, die dabei halfen, die Sprache zu verschriftlichen und zu bewahren. Diese indischen Gemeinden etwa waren auch deshalb besonders, weil sie eine ausgestoßene Gruppe, eine Bevölkerungsgruppe, die wohl als die der Ureinwohner Indiens gelten kann, die Adivasi, schützte.

Die Missionsgeschichte wie die Kolonialgeschichte hat eine Kehrseite, während die Kritik an manchen Missionsbewegungen sehr berechtigt ist. Umgekehrt ist es aber mitnichten so, dass die missionierten oder zum Teil auch kolonisierten Länder und Völker per se besser behandelt hätten.

Derzeit werden diese Fragen im Blick auf den Kolonialismus viel diskutiert. Es ist richtig und wichtig, Rassismus mit feinem Gespür zu sehen und anzusprechen. Er kann sich auch in kleinen Dingen zeigen, und es ist ganz richtig, dass man heute Schaumkuss oder Schokokuss sagt, wo man die süßen Dinger in meiner Kindheit noch ganz selbstverständlich Negerkuss nannte. Das ist ein - scheinbar weniger bedeutsames - Beispiel für die Selbstverständlichkeit im herabsetzenden Umgang mit anderen Kulturen. Sobald jemand selbst zu dieser Gruppe gehört, trifft das ihn oder sie ganz empfindlich. Wir alle kennen die Gräueltaten, die die Europäer den afrikanischen Sklaven angetan haben, und insbesondere der Menschenhandel zwischen den Amerikas, Nord und Süd und Afrika, wo Menschen zu hunderten unter brutalen Bedingungen in Schiffsrümpfen eingepfercht wie eine Ware transportiert wurden, aber auch die gewaltsame Behandlung durch Sklavenhalter, auf den Baumwollfeldern im Süden der USA etwa, wir kennen das alle.

Die Welt ist kompliziert, und Sklaverei und koloniale Gewalt hatten auch ihre Rückseite, die weniger angesprochen wird. In Afrika gab und gibt es Sklaverei, und schon die Römer bezogen Sklaven - und übrigens auch Raubtiere für die Arenen - aus Afrika. Die Händler waren Afrikaner. Menschen zu versklaven, nach Kriegszügen etwa, dieser Gedanke findet sich auch in Texten etwa des Alten Testaments.

Sklavenhandel ist keineswegs eine Erfindung der Europäer oder der Weißen. Es gab in Afrika und in der arabischen Welt Sklavenhandel, es gab in der alten Welt in verschiedensten Kulturen Formen der Sklaverei. Die Europäer aber haben das grausam effizient organisiert, sie hatten Logistik, Schiffe, Waffen, Bürokratie.

Während also die Kritik an Kolonialismus und auch an der Mission ihr Recht hat, ist das alles weit komplexer. Gewalt und Unterdrückung gab es überall immer wieder, aber auch Neugier und Interesse am Fremden. So stieß die christliche - wieder jesuitische - Mission in Japan zunächst auf freundliches Interesse. Später aber wendete sich das Blatt, und die christlichen Gemeinden japanischer Christen wurden brutal verfolgt. Der Regisseur Martin Scorsese hat einen Roman darüber verfilmt, „Silence“ - Stille auf Deutsch - heißt der Film. Christinnen und Christen folgten im Zuge der Mission eben auch oft dem Aufruf Jesu, verhielten sich friedfertig, erkannten die Menschen an, taten Gutes für die Gemeinschaften und Kulturen, die sie vorfanden. Nicht immer, aber auch. Und wenn es gilt, ein Ziel christlicher Mission zu formulieren, dann ist das ohne Zweifel eine Kultur der Gemeinschaft, der Zuwendung zu denen, die Hilfe brauchen. Eine Kultur des Herzens, die aus der Liebe Gottes fließt. Seinen Ausgang nahm diese Mission, diese Ausbreitung von Güte und Zuwendung, bei Petrus.

Petrus nimmt das Herz in die Hand, er bekommt einen Anstoß, einen Impuls, als Jesus zu ihm spricht. Er tut etwas, das allen Wahrscheinlichkeiten zum Trotz dann auch Erfolg bringt. Er glaubt an eine Möglichkeit, er vertraut dem Wort eines anderen.

Vertrauen und Möglichkeitssinn hängen eng zusammen. Wundergeschichten mögen uns modernen fremd vorkommen - und vielleicht etwas weniger ausgeschmückt ist diese Geschichte vielleicht auch denkbar. Wundergeschichten stärken aber unseren Sinn für das Mögliche. Er verstärkt in uns die Frage, ob nicht auch das Undenkbare, das Unmögliche möglich ist. Petrus vertraut auf neue Möglichkeiten, fasst Mut zum zweiten Versuch, obwohl er vorher einen Misserfolg erlebt hat.

Er nimmt sein Herz in die Hand und beginnt.

Der Erfolg belegt zugleich, dass das Vertrauen auf das Wort des anderen berechtigt war. Daraus folgt für Petrus eine Lebenswende. Er bricht auf, nimmt sein Herz in die Hand, und gibt seine Arbeit als Fischer auf. Er gewinnt Menschen für die neue religiöse Bewegung.

Der Mensch lebt nicht vom Fisch allein, Glauben, Vertrauen, Motivation aus Gottvertrauen braucht es, um überhaupt fischen zu gehen. Fisch ist ein Nahrungsmittel, Ernährung aber ist lebensnotwendig. Die biblischen Geschichten beziehen sich sehr oft darauf, einzelnes Leben und Gemeinschaften werden angetrieben und organisiert durch die Notwendigkeit, Nahrung zu besorgen. Auf der Rückseite führt unsere Wundergeschichte den Gedanken mit, dass das Ausbleiben eines Fangs für die Fischer ein Problem ist, eine Einbuße, wenn nicht gar mit der Gefahr von Hunger verbunden.

Das Essen wird zum Bild für Vertrauen auf Gemeinschaft überhaupt. Schon an Bord des Schiffs braucht es Gemeinschaft. Die Kirche ist häufig als Schiff dargestellt worden, *navis ecclesiae*, das Schiff der Kirche, mit Mannschaft und Steuermann, das durch die Wellen der Zeit steuert. Für die Gemeinschaft fangen die Fischer auf dem Boot des Petrus die Fische - es sind viele. Bei der Speisung der viertausend hätte das sicher gereicht - anders als die paar Brote und Fische, die Jesus dann wundersam vermehrte.

Petrus nimmt sein Herz in die Hand, vertraut, und geht und gewinnt jetzt Menschen, statt Netze zu reparieren. Das hat er sich so vorher sicher nicht vorgestellt. Er nimmt sein Herz in die Hand für eine besondere Bewegung. Jesus ist kein Managementcoach. Er gibt keine Tips für größeren persönlichen Erfolg.

Zuwendung, Nächstenliebe, ein Herz für die anderen, besonders die Benachteiligten, das ist der eigentliche Inhalt der Bewegung, aus der Liebe Gottes fließt die Liebe zu den anderen.

Nimm Dein Herz in die Hand, brich auf, verschenk Dein Herz, fahre hinaus, dahin wo es tief ist.